

Poet's Gallery Beitrag Januar 2019

www.schreibfertig.com

Barbara Schirmacher

Barbara Schirmacher wuchs in Heiligenhafen an der Ostsee auf. Sie studierte in Hamburg und Tübingen Pädagogik und Theologie und war etwa 20 Jahre lang Lehrerin.

Dann ließ sie sich zur Psychotherapeutin ausbilden und arbeitete in eigener Praxis.

Sie zog drei Kinder auf, lebt mit ihrem Mann in Hamburg und hat Freude an ihren fünf Enkelkindern.

Das Schreiben ist indessen in den Mittelpunkt ihres Lebens gerückt.



Nachstehend präsentieren wir den Beginn von „Ein aufrechter Mensch. Mein Großvater Otto Globig“, BoD – Books on Demand, Norderstedt 2018, von Barbara Schirmacher. Die Autorin begibt sich dabei auf Spurensuche nach ihrem Großvater, dem die unverbrüchliche Freundschaft und Treue zu dem jüdischen Arzt, der seiner Tochter einst das Leben rettete, unter dem Regime des Naziterrors zum Verhängnis wurde und dessen Schicksal über Jahrzehnte unter dem Siegel des Verschweigens verborgen war.

Ein aufrechter Mensch Mein Großvater Otto Globig

Lieber Großvater,

ich bin noch nicht geboren, doch Du weißt, dass ich schon bei Mama im Bauch bin. Und ich weiß, dass Du heute der einsamste Mensch auf der Welt bist. Allein in einer Gefängniszelle, an einem Ort, wie er trostloser nicht sein kann. Jetzt, wo die Zellentür hinter Dir zugefallen ist und der Wachmann sich entfernt hat, bin ich, Deine erste Enkelin, zu Dir geschlüpft. Weil ich Dir etwas sagen muss. Etwas Wichtiges: Ich freue mich auf Dich, meinen Großvater! Ich hab Dich lieb. Ich freue mich darauf, Dich kennenzulernen, Dir näher zu kommen.

Deine ungeborene Enkelin

Im Sommer 1940

Jahrzehnte später

Jahrzehnte später stieß ich in einer Ausstellung in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin auf ein Schwarz-Weiß-Foto. Es zeigte eine Zelle des Strafgefängnisses Tegel. Der Eindruck des düsteren schmalen Raumes legte sich augenblicklich beengend um meinen Brustkorb und ich wich unwillkürlich zwei Schritte zurück. Eine vom vergitterten Fensterchen schräg über Hocker und Pritsche einfallende Lichtbahn verstärkte die hoffnungslose Atmosphäre.

Die Ausstellung war einem der prominenten Gegner des Nationalsozialismus, Helmuth James von Moltke, gewidmet. Er und seine Frau Freya hatten während seiner Haftzeit fast täglich Briefe gewechselt. Sie schrieb ihm nach der Verurteilung zum Tode, es sei ihr ein Trost, dass er nicht für Hitler sterbe wie die vielen da draußen, sondern gegen ihn.

*

Mein Großvater war einer der kleinen Leute. Er führte ein anständiges, unauffälliges Leben, wie unzählige andere auch. Dennoch wurde er verurteilt. Sein Freund, der Rechtsanwalt, war nach der Verhandlung so erschüttert, dass er kaum bemerkte, wie der Zug von Berlin zurück nach Landsberg über die Oderbrücke rumpelte. Lange hat meine Großmutter ihm auf seinen Bericht hin den Rücken zugekehrt. Lange stand sie am Fenster und starrte mit ihren tiefblauen Augen blicklos nach draußen. In einer Wortlosigkeit, aus der sie ihr Leben lang nicht wieder herausfinden sollte, wenn es um ihren Mann ging.

Die Wahrheit über meinen Großvater, ein unter dem Nebel des Verschweigens verborgenes Geheimnis. Seit dem Besuch der Ausstellung rumorte es in mir, ließ mich nicht mehr los. Noch einmal löcherte ich Tante Gertrud, als sie bereits in ihren Achtzigern war. Als Angestellte der Polizeiverwaltung, das Büro mit Aussicht auf den Gefängnishof, hatte sie ihren Vater im Blickfeld, als er dort während der Untersuchungshaft seine Runden drehen musste.

Ob er einmal zu ihr hinauf gewinkt hat? Er wusste doch wahrscheinlich, in welchem Zimmer der Polizeiverwaltung ihr Schreibtisch stand. Ebenso wird ihm klar gewesen sein, dass sie ihn von oben sehen konnte. Aber – wollte er sich überhaupt zu erkennen geben? Oder lähmte ihn die Scham? Die Scham, den Blicken seiner Tochter ausgesetzt zu sein. Ohne die Möglichkeit, sich diskret der Situation zu entziehen. Jeden Tag wieder gezwungen, diese Stunde durchzustehen. Hinter seinem Vordermann her trotzend im engen Kreis. Hände auf dem Rücken. Blick zu Boden. „Ich hab ihn gesehen, den Papa, im Gefängnishof, man kann sich ja vorstellen, wie mir

zumute war“, sagte sie. Dann schwieg sie wieder und es war klar, sie würde auch diesmal nicht widersprechen. Ich nickte und begrub meine letzte Hoffnung, doch noch etwas über das hinaus, das ich von meiner Mutter über ihn wusste, von ihr in Erfahrung zu bringen.

*

Doch der Stein, der mit der Ausstellung in der Berliner Gedächtniskirche ins Rollen gekommen war, ließ sich nicht mehr aufhalten. Es arbeitete in mir. Meine Gedanken kreisten um die Ereignisse, die sich seit seiner Verhaftung abgespielt haben mochten. Die Bruchstücke, die ich herausbekam, ergänzte das Bewusstsein mit Bildern, die in mir aufstiegen, und Atmosphären und Empfindungen, die sie untermalten.

Der Familie, auch ihm selbst, musste klar gewesen sein, er würde im Gefängnis nicht lange durchhalten. Von Tag zu Tag spürte er den Druck in seinem Herzen stärker werden. Ein zierlicher Mann, von schlankem Knochenbau. Schon in guten Zeiten neigte er zur Hohlwangigkeit. Jetzt, in der Haft, vertieften sich die Schatten in seinem Gesicht von Tag zu Tag. Er atmete auf, als sein Rechtsanwalt, ein guter Freund der Familie, der an Sommerabenden gern auf ein Gläschen zu ihm in den Garten kam, endlich nach Wochen die Nachricht brachte, dass die Untersuchungshaft ein Ende haben würde. Die Gerichtsverhandlung war für den 3. Juni 1940 angesetzt. Allerdings nicht in Landsberg an der Warthe, sondern in Berlin. Am Sondergericht. Der Rechtsanwalt entschloss sich, dies nicht als schlechtes Omen zu nehmen, und ermutigte seinen Freund Otto nach Kräften. Wir fahren nach Berlin zu der Verhandlung und abends sind wir wieder zurück in Landsberg. Selbst die Nazis können aus einer solchen Bagatelle nichts Großes machen. Otto Globig fuhr also zuversichtlich nach Berlin. Mit Handfesseln, hinten auf der harten Holzbank der Grünen Minna, begleitet von einem Wachmann. An den vergitterten Fensterchen huschten die Chausseebäume des Warthebruchs in ihrer fröhlichen Pracht vorbei. Die Kirschbäume in seinem Garten hatten hoffentlich gut angesetzt. Wie jedes Jahr würde er einen Teil der Ernte zu Kirschwein verarbeiten. In einer Anwendung behaglicher Tatkraft wollte er sich die Hände reiben und wurde sich ruckartig der Handfesseln bewusst. Das Polizeiauto rumpelte auf den Pflasterstraßen von Küstrin und Ottos Herz machte Sprünge. Das schmerzte. Wenn alles gut ging, würde er das Gericht als freier Mann verlassen. Dafür würde sein Verteidiger plädieren. Unbescholtener Bürger Landsbergs, nein, unbescholtenes Mitglied der Volksgemeinschaft, in tapferem Einsatz als Soldat im Ersten Weltkrieg hatte er dem Vaterland seine Gesundheit geopfert und brachte auch jetzt Opfer ohne Rücksicht auf die eigene berufliche Existenz. Sein

eigentlich unabhömmliches Auto stand im Dienst der neuen Zeit und seine ausgedehnten Dienstfahrten in die Umgebung Landsbergs führte er, der gesundheitlich angeschlagene, vierundfünfzigjährige Angestellte der Victoria-Versicherung, mit dem Fahrrad aus.

Otto knirschte mit den Zähnen. Diese Hunde. Diese Hakenkreuz behängten Hunde. Grinsend zeigten sie die Zähne, als sie ihm den Autoschlüssel für kriegswichtige Zwecke abnahmen. Höhnisch grüßten sie ihn mit ihrem Heil Hitler aus dem offenen Wagenfenster seines Opel Olympia, auf dem Rücksitz zwei lachende junge Frauen.

*

Otto Globig war ein Junge vom Lande. Seine Mutter führte die Gastwirtschaft im Dorf Gruhno, Kirchspiel Friedersdorf, Kreis Luckau, wo er 1886 geboren wurde. Als sein Vater starb, war Otto gerade elf Jahre alt. Als die Mutter dem Vater ins Grab folgte, war er zwanzig. Nach Volksschule und Konfirmation arbeitete er in der Landwirtschaft, dann folgte der Militärdienst bei der Artillerie Seiner Majestät des Kaisers. Am 18. September 1911 wurde er bei der Victoria-Versicherung eingestellt. Der nun Fünfundzwanzigjährige arbeitete zunächst als Einnehmer. Ging von Tür zu Tür und kassierte wöchentlich die geringen Prämien für die Volksversicherung, eine 1892 eingeführte Lebensversicherung mit niedriger Versicherungssumme für die „untere Volksklasse“, so eine Verlautbarung der Victoria. Aus dem Ersten Weltkrieg kam er mit einer dreißigprozentigen Kriegsbeschädigung an Herz und Magen zurück und schaffte es trotzdem, in den Inflationswirren nicht mit der großen Zahl der Einnehmer entlassen zu werden, sondern in der Victoria-Versicherung voranzukommen. Er wurde Generalagent für Landsberg und Umgebung mit einem monatlichen Gehalt von 250.- Reichsmark plus Reisespesen und konnte sich 1934 sein erstes Auto leisten, einen Ford Cabrio, stolzes Zeichen seines Erfolges. Die beiden Töchter Gertrud und Gretel, meine Mutter, mit ihren damals zwanzig und neunzehn Jahren fast volljährig, machten bald den Führerschein und genossen eine weitere Facette ihres sorglosen Lebens als berufstätige, finanziell unabhängige junge Frauen. Ihr Vater ließ sie großzügig ans Steuer, wie er überhaupt seinen behaglichen Wohlstand gerne mit Freunden und Bekannten teilte. Er liebte Geselligkeit im sommerlichen Garten und an Winterabenden in der Meydamstraße bei Hausmusik und Kirschwein. Meine Mutter sprach gern von ihrem Papa; von ihr wusste ich, wie fröhlich er war und wie viel ihm daran lag, dass die Menschen um ihn herum es auch waren. Ich erinnere mich an das Foto auf der Anrichte in der Wohnstube im Heiligenhafen meiner Kindheit. Damals schienen mir seine Augen immer dunkel und traurig und ich hielt dem Bild nur deshalb etwas

länger stand, weil die Mutter mit so warmer Stimme zu dem Foto hinsprach, mein Papa. Aber in mir scheute etwas davor zurück, Fragen nach ihm zu stellen.

Er hatte es gerne lustig, sagte die Mutter, und ich stellte mir vor, er hätte mich als kleines Mädchen kennengelernt. Er hätte meine Hand in seine genommen und wir wären zusammen um den See in seinem Garten gewandert. Er hätte mir dunkelrote Kirschen über die Ohren gehängt und vielleicht hätte er im Gartenhaus einen festen Bogen Papier gefunden und mir einen Hut gefaltet. Dann wären wir vom Bootssteg aus in den kippligen Kahn geklettert. Er hätte die Ruder ins Wasser getaucht und mir die große weite Welt gezeigt. Ich habe eine Postkarte gefunden, die er aus einem Kurort geschrieben hat. Er musste gut auf sein Herz achten. Auf dieser Karte schrieb er der Oma: „Die Damen hier tragen neuerdings Dauerwelle. Das sieht sehr hübsch aus. Lass dir doch auch so etwas machen.“ Und außerdem ermahnte er sie, und das hat mich ganz innig berührt, weil ich an das heiß gedrückte Fünzigpfennigstück dachte, mit dem ich als Kind auf dem Jahrmarkt haushalten musste, er hingegen ermahnte sie: „Lass die Kinder tüchtig Karussell fahren.“ Wenn mein Großvater mit mir zum Jahrmarkt gegangen wäre ... Wie sehr vermisste ich ihn, wie sehr fehlte er uns allen. (...)

Siehe hierzu auch Aktueller Buchtipps 01-2019 auf www.schreibfertig.com

An dieser Stelle laden wir zugleich herzlich ein zu der Lesung von Barbara Schirmacher im Rahmen der

GEDENKVERANSTALTUNG FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS HAUPTKIRCHE ST. MICHAELIS

27. Januar 2019, 16:00 Uhr

